

Jürgen G. Nagel  
Reinhard Wendt

# Transfer und Transformation Eine Einführung in die außereuropäische Geschichte

Einheit 3:  
Fallbeispiele II

Fakultät für  
**Kultur- und  
Sozialwissen-  
schaften**

---

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Wir weisen darauf hin, dass die vorgenannten Verwertungsalternativen je nach Ausgestaltung der Nutzungsbedingungen bereits durch Einstellen in Cloud-Systeme verwirklicht sein können. Die FernUniversität bedient sich im Falle der Kenntnis von Urheberrechtsverletzungen sowohl zivil- als auch strafrechtlicher Instrumente, um ihre Rechte geltend zu machen.

Der Inhalt dieses Studienbriefs wird gedruckt auf Recyclingpapier (80 g/m<sup>2</sup>, weiß), hergestellt aus 100 % Altpapier.

# Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis .....	III
Abbildungsverzeichnis .....	IV
1 Mission und Kulturkontakt.....	5
1.1 Einleitung.....	5
1.2 Die Quellen – Bericht und Brief des Missionars Ferdinand Kittel aus Indien.....	6
1.2.1 Quellentext .....	6
1.2.2 Historische Hintergründe .....	17
1.2.3 Quellenkritik.....	20
1.3 Quelleninterpretation.....	21
1.4 Mission zwischen Transformation und Inkulturation.....	25
2 Arbeitsmigration und Diasporaerfahrung.....	30
2.1 Einleitung.....	30
2.2 Die Quelle – <i>America is in the Heart</i> , ein autobiografischer Roman .....	31
2.2.1 Quellenkritische Überlegungen zu Autor und Text .....	31
2.2.2 Inhaltsangabe.....	33
2.2.3 Auszüge aus zentralen Kapiteln der Quelle .....	38
2.2.4 Historische Hintergründe .....	45
2.3 Quelleninterpretation.....	49
2.4 Die Filipinos in den USA und in anderen Teilen der Welt – ein Beispiel für eine globale Diaspora .....	53
3 Stadt und Gesellschaft im Bild .....	58
3.1 Einleitung.....	58
3.2 Die Quellen – drei Bilder aus der Welt der VOC.....	59
3.2.1 Bildquellen .....	59
3.2.2 Historische Hintergründe .....	61
3.2.3 Quellenkritik und Quellenbeschreibung .....	66
3.3 Quelleninterpretation.....	70
3.4 Zur Genese einer multiethnischen kolonialen Stadtgesellschaft.....	73
4 Schluss und Ausblick.....	78
5 Literaturverzeichnis .....	80
Mission und Kulturkontakt .....	80
Arbeitsmigration und Diasporaerfahrung .....	82
Stadt und Gesellschaft .....	83

## Abbildungsverzeichnis

- Abb. 6: Der VOC-Oberkaufmann Jacob Mathieusen und seine Frau vor der Reede von Batavia, Gemälde von Aelbert Cuyp, zwischen 1640 und 1660. 59
- Abb. 7: Mestizin mit Gefolge auf dem Weg zur Kirche, Reinier Vinkeles, 1808. 60
- Abb. 8: Schlafräum mit zwei Kindern in einem Haus an der Tijgergracht, Jan Brandes, 1780-85. 61

# 1 Mission und Kulturkontakt

## 1.1 Einleitung

Nur wenige Europäer lebten und arbeiteten so unmittelbar und so langfristig wie Missionare dort, wo sich westliche und nichtwestliche Welt berührten. Sie selber dürften sich als Akteure an einer Art zivilisatorischer Erschließungsgrenze im Sinne von Frederick Jackson Turners „frontier“ gesehen haben,<sup>1</sup> deren Aufgabe darin bestand, als Pioniere jenseits ihrer eigenen europäisch-christlichen Kultur religiösen Wandel und „Fortschritt“ nach dem Muster ihrer Vorstellungen und Normen einzuleiten. Dieses Vorhaben setzte die Fähigkeit voraus, sich verständlich zu machen und mit den Menschen zu kommunizieren, die man für das Christentum gewinnen wollte. Hatten sie dieses Know-how erworben, war es den Missionaren möglich, religiöse und philosophische Konzepte zu ergründen und ein tieferes Verständnis der lokalen Gesellschaften zu entwickeln. Je mehr ihre Dialogfähigkeit wuchs, desto genauer lernten sie die indigenen Gesellschaften kennen und desto besser konnten sie sich auf diese einstellen. Andererseits ermöglichte das neue, tiefer gehende Wissen eine veränderte Wahrnehmung der lokalen Gesellschaften. Persönliches Interesse und auch wissenschaftliche Neugier wuchsen bei denjenigen Missionaren, bei denen sich die strukturellen Erfordernisse der Evangelisationsarbeit mit individuellen Eigenschaften wie kultureller Offenheit verbanden.

In verschiedenen Zeiten und Regionen und bei katholischen wie bei protestantischen Missionaren lässt sich immer wieder beobachten, dass Lernen und Forschen zu wichtigen Bestandteilen von Evangelisationsstrategien wurden. Die genaue Beobachtung sprachlicher, religiöser oder naturkundlicher Verhältnisse konnte elaboriertere und damit möglicherweise erfolgreichere Missionsmethoden hervorbringen. Mancher Missionar war also zugleich Ethnologe, Botaniker oder Linguist, oder vielleicht besser gesagt: Er wurde dazu. Das dafür nötige Rüstzeug hatte er sich in der Regel autodidaktisch und aus der Perspektive heutiger Forschung oft mehr schlecht als recht angeeignet. Ebenso unerlässlich wie diese selbst erworbenen Qualifikationen war die Kooperation mit einheimischen Informanten und Gelehrten, auf deren Wissen die Missionare bei ihren philologischen oder anthropologischen Studien wesentlich angewiesen waren. Manche hielten die Erfahrungen und Erkenntnisse, die sie auf diese Weise erwarben, schriftlich fest. Ihre Berichte zählen häufig zu den frühesten und nicht selten zu den einzigen Zeugnissen, die linguistische, botanische oder ethnologische Informationen aus den Neuen Welten vermittelten.

### ▮ Missionsstrategien ▮

---

<sup>1</sup> Zum Begriff „Erschließungsgrenze“ siehe OSTERHAMMEL 1995. Nach seiner Definition verläuft eine solche Grenze dort, wo die Regeln und Symbole der Lebensführung und des Weltbildes einer Gesellschaft auf die einer anderen stoßen und ihre Gültigkeit verlieren (118). – Turner versteht „Grenze“ als einen dynamischen Raum, in dem Zivilisation auf Wildnis stößt und diese bekämpfend zurückdrängt, siehe ebd., 113, 114.

**Inkulturation** | Kontakte zu indigenen Gesellschaften und das Bemühen, ihre Besonderheiten zu erkennen, gehörte also zum evangelisatorischen Alltag. Aus den Erkenntnissen wurden unterschiedlichste Konsequenzen gezogen, die allerdings nahezu immer einen mehr oder weniger deutlich missionspraktischen Bezug hatten. Mission bedeutet prinzipiell Transformation, denn ihr Ziel war es ja, eine neue Religion zu Lasten einer vorgefundenen zu verbreiten. Bei dieser Transformation konnte man sich auf Kernprinzipien der religiösen Lehre beschränken und diese in die kulturellen Normen und Gepflogenheiten der einzelnen indigenen Gesellschaften einpassen. In diesem Fall spricht man von Inkulturation oder Akkommodation. Diese Strategie ist besonders mit den Missionen der Jesuiten in Japan, China und Indien verbunden. In der Regel jedoch transportierte Mission neben den Botschaften der Bibel eine Vielzahl von westlichen Werten, so dass sie nicht nur geistliche, sondern auch säkulare Transformationen bewirkte, zumal sie häufig Hand in Hand mit weltlichen Kolonialverwaltungen operierte.

**Ferdinand Kittel** | In diesem Umfeld sind die beiden folgenden Quellentexte zu verorten. Sie stammen von Ferdinand Kittel, einem Protestanten aus Ostfriesland, den die Basler Missionsgesellschaft nach Indien entsandt hatte.<sup>2</sup> Über die geringen Erfolge, die ihre Evangelisationsarbeit dort zu verzeichnen hatte, war er tief enttäuscht und machte dafür ungeeignete Missionsstrategien verantwortlich. Aus seiner Sicht fehlte es vor allem an Bereitschaft, auf die indische Kultur einzugehen und sich ihren Bedingungen anzupassen, soweit das im Rahmen von Mission möglich war. Dank großer Sprachbegabung und weitreichenden wissenschaftlichen – besonders philologischen – Interessen lernte Kittel viel über indische Traditionen und suchte nach Mitteln und Wegen, eine Inkulturation des Christentums voranzubringen. Bei seinem Arbeitgeber in Basel stießen diese Ideen auf wenig Gegenliebe, und Kittel konnte sie nicht umsetzen. Da er im Rahmen der Missionsgesellschaft nun einerseits keine Alternativen hatte und es andererseits auch seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprach, entwickelte sich Kittel zu einem in Indien bis heute hochgeschätzten Sprachwissenschaftler.

## 1.2 Die Quellen – Bericht und Brief des Missionars Ferdinand Kittel aus Indien

### 1.2.1 Quellentext

**Kittels Quartalsberichte** | In den beiden folgenden Quellentexten schildert Ferdinand Kittel Intentionen und Art seiner Arbeit. Bei dem ersten handelt es sich um einen so genannten Quartalsbericht. Die Missionare waren verpflichtet, jedes Vierteljahr dem Komitee, dem leitenden Gremium der Gesellschaft in Basel, und seinem Vorsitzenden, dem Inspektor, zu schreiben

<sup>2</sup> Zur Person und ihrer Bedeutung siehe WENDT 2008.

und einen Einblick in ihre Tätigkeit zu geben. Die Quartalsberichte enthielten außerdem den Stoff für die Zeitschriften, mit denen die Mission nach redaktioneller Bearbeitung der eingesandten Texte für ihre Evangelisationsarbeit warb. Kittel fiel es anscheinend nicht leicht, sich dieser Routine zu unterwerfen. Seine ersten Berichte fielen kurz und lapidar aus. Joseph Josenhans, der Inspektor der Mission, den wir heute Direktor nennen würden, kritisierte Kittel deshalb und machte gleichzeitig Verbesserungsvorschläge:

*Dürfte ich dir nun einen Rath geben, so wäre es dieser. Theile dein Tagebuch im Auszug mit und arbeite die bedeutenderen Stellen dann nur etwas weiter aus. Schildere eine Stadt, ein Dorf, eine Gegend, ein Fest, eine Arbeit, die darin vorkommen mögen, etwas bestimmter. So wird vielleicht das Berichten leichter. Doch muß noch etwas Anderes beobachtet werden. Das Committee besteht aus älteren Männern, deinen Lehrern, zum Theil dir ferner stehenden Herren. Da muß du dir bewußt bleiben, daß du nicht anders als ernst und ehrerbietig schreiben darfst, nicht spaßhafte, komische, barocke Gedanken und Formen wählen darfst, sondern in einer natürlichen, edlen, objektiv gehaltenen Sprache deine Nachrichten mittheilen mußst.<sup>3</sup>*

Kittels spätere Quartalsbriefe fielen zwar länger aus, aber das, was er schrieb, dürfte den älteren Herren in Basel manchmal doch sehr „barock“ vorgekommen sein und bei ihnen erhebliches Stirnrunzeln hervorgerufen haben. Er malte das aus, was ihn bei seinen Inkulturationsüberlegungen beschäftigte, und nahm dabei ganz offensichtlich wenig Rücksicht auf Basler Erwartungshaltungen. So handelten seine Berichte von Lautlängen, Versstrukturen oder Reimformen, Metrik, Prosodie (Silbenbemessungslehre) oder Stilkunde. Manchmal reicherte er sie mit Auszügen aus Gedichten und Liedern an. Das waren jedoch nicht die Themen, die sich das Komitee von seinen Missionaren erhoffte. Kittels Berichte mussten Verwunderung oder gar Irritation auslösen. Es überrascht deshalb nicht, dass er aufgefordert wurde, handfestere Informationen über seine Arbeit zu liefern.<sup>4</sup> Zum Konflikt kam es schließlich mit dem Quartalsbericht vom 18. April 1870, der im Folgenden wiedergegeben ist. Kittel schrieb den Bericht in alter deutscher Handschrift. Dazu verwendete er ein dünnes, durchscheinendes Papier, das dem ähnelt, das heute für Luftpostbriefe verwendet wird. Die offizielle Korrespondenz – also Sitzungsprotokolle, Jahresabrechnungen, Briefe, Quartalsberichte und Ähnliches –, die aus den Missionsgebieten zum Komitee gelangten, wurde dort nach Regionen und Missionsstationen jahrgangswise geordnet und gebunden. Die Originale der Schreiben, die von Basel nach Übersee gingen, sind nicht erhalten. Kopierbücher geben jedoch Aufschluss über den Inhalt. Der Bestand mit dem Schriftverkehr aus Indien trägt die Signatur C-1, die Kopien der Briefe, die von Basel nach Indien gingen, werden in der Serie C-2 aufbewahrt. Wer die Geschichte von Mission, Missionsstationen, Evangelisationsstrategien und Kulturkontakten erforschen will, wird zudem Personalakten verwenden, die so genannten Brüder- und Schwesternverzeichnisse (BV und SV) sowie die Protokolle der Sitzungen und Beratungen des Komitees (KP), in denen Beschlüsse zu zentralen Fragen der Missionsgebiete ebenso wie zu einzelnen Missionaren ge-

#### Die erste Quelle

<sup>3</sup> Archiv der Basler Mission (BM), C-2, 8, Hubli, 5.

<sup>4</sup> BM, C-1, 44A, 1869, Mangalur, Nr. 28; C-2, 5, 2. Teil, 186.

fasst wurden. Im Archiv der Basler Mission, die sich heute *mission 21* nennt, ist das Material zugänglich. In seiner Struktur und dem, was es aufbewahrt, ähnelt es dem Archiv der Vereinten Evangelischen Mission in Wuppertal, das in diesem Kurs bereits vorgestellt wurde.

## Quartalsbericht Ferdinand Kittels vom 18. April 1870<sup>5</sup>

Mangaluru den 18. April 1870

### Einige Notizen über Volksthümlichkeit

Ein Priester Rom's in Indien schrieb einmal: „Die Hindus müssen durch Ceremonien bekehrt werden“. Wie unrecht dies auch erscheinen mag, er war offenbar aus selbst gemachten Erfahrungen zu dem Resultate gekommen; und so mag denn etwas Wahres daran sein.

Jac. Grimm sagt in seiner Einleitung zur Deutschen Mythologie: „Das Christentum war nicht volksmäßig. Es kam aus der Fremde, und wollte althergebrachte einheimische Götter verdrängen, die das Land ehrte und liebte. Diese Götter und ihr Dienst hingen zusammen mit Überlieferungen, Verfassung und Gebräuchen des Volkes [...]. Die Heidenbekehrer strengfromm, enthaltsam, das Fleisch tödtend, nicht selten kleinlich, störrisch, und in knechtischer Abhängigkeit von dem entlegenen Rom, mußten das Nationalgefühl<sup>6</sup> vielfach verletzen. Nicht bloß die rohen, blutigen Opfer, auch die sinnliche lebensfrohe Seite des Heidenthums war ihnen ein Greuel [...]. Die Bekehrer verschmähten es nicht, auf die Sinne der Heiden zu wirken durch Alles, was dem christlichen Cultus ein höheres Ansehen gegenüber dem Heidnischen gewähren konnte: durch weißes Gewand der Täuflinge, Vorhänge, Glockengeläute, Kerzenanzünden, Weihrauchbrennen.“ Etc.

Grimm's Worte über die Stellung der Missionare zu den deutschen Heiden treffen genau uns indische Missionare, nur daß die Kaste hier die Kluft noch vergrößert. Tausendmal kann man's aus der Hindu Munde hören: „Eure Art ist eine andre, unsre Art ist eine andre; die eurige ist gut für euch, die unsre für uns.“ Man kann sagen, es stellt sich dies auch besonders im Cultus heraus; wir Evangelische wenigstens bieten den Sinnen der Heiden sehr wenig; wir haben keine Processionen, keine eigentliche religiöse Volksfeste, kein Gepränge in den Kirchen, etc. Wir wissen auch, warum wir solche Sachen nicht haben. Aber wir dürften denn doch Pauli Worte „Allen Alles zu werden“, „Alles als das Unsrige an zu sehen“<sup>7</sup> etwas zu wenig erwogen, zu wenig ausgebeutet haben. Es dürften sich doch noch Ceremonien finden, die wir benutzen könnten beim Wirken auf's Volk – unschuldige volkstümliche, sinnige Weisen.<sup>8</sup>

<sup>5</sup> BM, C-1, 46, 1870, Mangaluru, Nr. 14.

<sup>6</sup> National ist hier und an den anderen Stellen, an denen das Wort in diesem Quartalsbericht auftaucht, weniger politisch als vielmehr kulturell zu verstehen. Es bezeichnet Besonderheiten einer Region und wird im Sinne von „populär“ oder „volkstümlich“ verwendet.

<sup>7</sup> Kittel bezieht sich auf den ersten Brief des Apostels Paulus an die Korinther, 9, 20-22: „Den Juden bin ich ein Jude geworden, um die Juden zu gewinnen, den Gesetzlosen war ich sozusagen ein Gesetzloser..., um die Gesetzlosen zu gewinnen. Den Schwachen wurde ich ein Schwacher, um die Schwachen zu gewinnen. Allen bin ich alles geworden, um auf jeden Fall einige zu retten.“

<sup>8</sup> Damit sind Melodien gemeint.